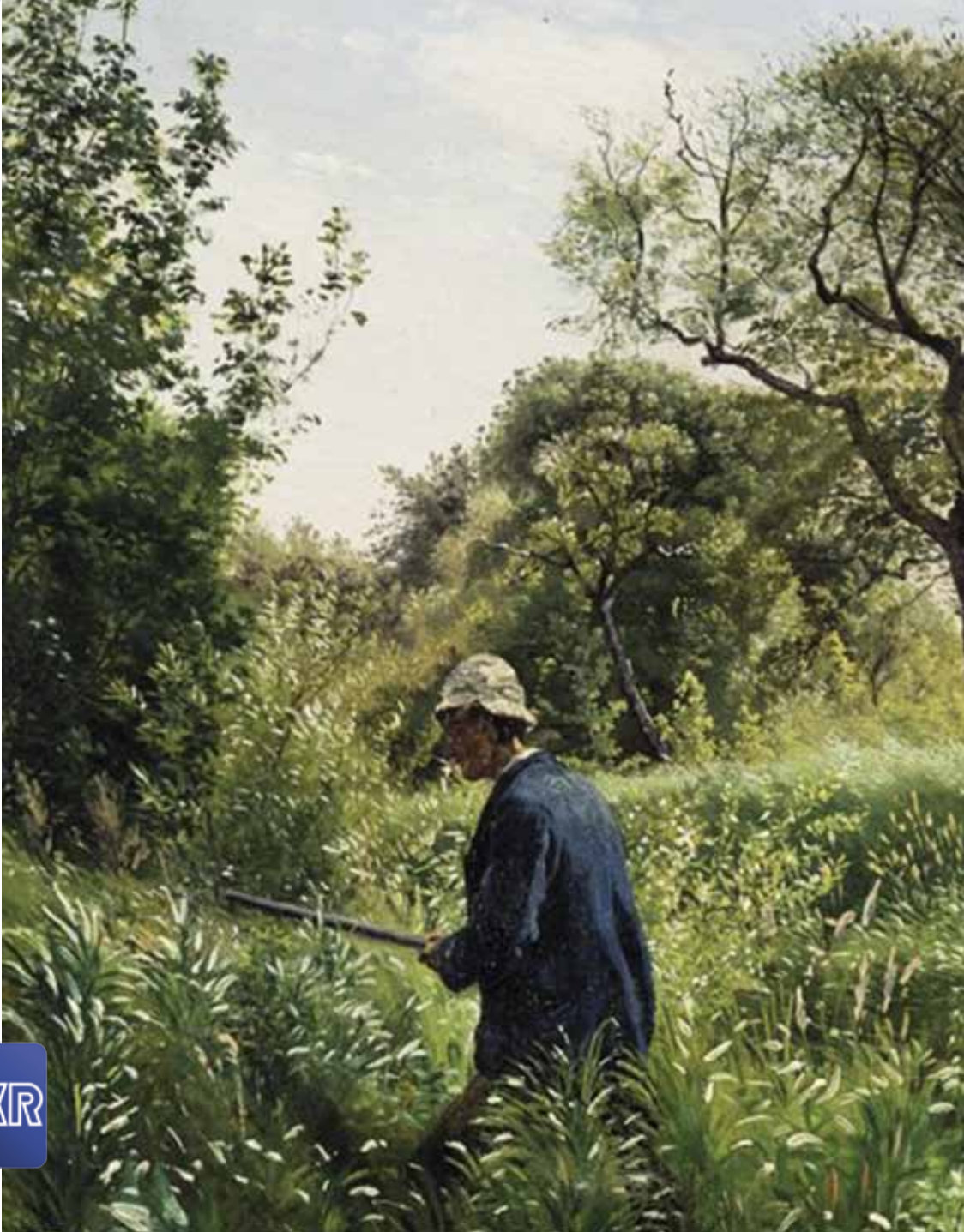


1392 | 25. 5. 2018

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



OKR

INHALT

<i>Carsten Eichenberger</i> „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen“ Lebenswege von jüdischen Palästina-Auswanderern aus Osteuropa	3
<i>Wolf Oschlies</i> Böhmens brüchige Brücken Fast ein baugeschichtlicher Nekrolog	8
<i>Eberhard Neumann-R. von Meding</i> Am angestammten Ort Stammzellen-Symposium in Königsberg, russisch und deutsch	11
<i>Dieter Göllner</i> „Böhmische Brüder“ hat es gegeben Nun gibt es böhmische Brüderlichkeit: Sudetendeutscher Tag	13
<i>Izabela Taraszczuk</i> Schlesiens Freundlichkeit in Person Friedrich-Wilhelm Preuß bringt sie unter die Leute	17
Ihm ging es ums Amt, nicht um dessen Inhabere Ausstellung zu Hans von Held in Schloss Caputh	18

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Stach: Kafka-Biographie (<i>Rüdiger Goldmann</i>)	20
Kotkowski: Breslau auf historischen Postkarten (<i>Stephan Kaiser</i>)	21
Trebbin: Letzte Fahrt nach Königsberg (<i>Norbert Matern</i>)	22
Jahrbuch Polen	22
Russlanddeutscher Kulturpreis	23

LITERATUR UND KUNST

Schlesische Stimme der deutschen Literatur heute Monika Taubitz wird Ehrenbürgerin der Stadt Meersburg	24
Etwas ist bunt im Staate Dänemark „Die Dänen!“ im Pommerschen Landesmuseum Greifswald	25
Schlesisches Schaufenster Die drei zuständigen Häuser diesseits der Oder	27
Erweckung aus sozialistischem Dornröschenschlaf Peter Joseph Lennés Gärten in Schlesien und Pommern	29
Soweit das sarmatische Auge reicht Georg Dehio-Buchpreis des Deutschen Kulturforums östliches Europa	30

KK-NOTIZBUCH	31
---------------------	----



Unheimliches Idyll: Vilhelm Kyhn, Jäger im Marschland bei Ausumgaard

Bild: Pommersches Landesmuseum, siehe Seite 25

„Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen“

Das Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg zeichnet Lebenswege von jüdischen Palästina-Auswanderern aus Osteuropa nach

Anhaltende Konflikte mit seinen Nachbarstaaten und dem Iran sowie mit den arabisch-palästinensischen Flüchtlingen in Gaza überschatteten die Jubiläumsfeierlichkeiten zur Staatsgründung Israels vor 70 Jahren. Dabei brachte der letzte Tag des Mandats Großbritanniens über Palästina, der 14. Mai 1948, für Juden in der ganzen Welt die Erfüllung eines lang gehegten Traumes: die Verwirklichung der Vision Theodor Herzls, eine sichere Heimstätte, einen eigenen jüdischen Staat zu schaffen. Für mehrere Hunderttausend arabische Palästinenser dagegen bedeutete dieser Tag den Beginn des Albtraums der „Nakba“, von Flucht und Vertreibung aus ihrer Heimat in der Folge des ersten israelisch-arabischen Krieges im Nahen Osten.

Das Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg zeigt aus aktuellem Anlass bis zum 22. November die Ausstellung „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen – Lebenswege von jüdischen Palästina-Auswanderern aus

Osteuropa“. Dr. Christine Absmeier, Leiterin des Hauses, sprach bei der Ausstellungseröffnung am 2. Mai in Stuttgart die Hoffnung aus, dass der Blick in die Geschichte zu einem besseren Verständnis der heutigen Konflikte beitragen könne. Der württembergische Landesrabbiner a. D. Dr. Joel Berger, in Budapest geboren und aufgewachsen, erlebte seit seiner Kindheit in Ungarn die Folgen antijüdischer Gesetze, die Verfolgung und den Völkermord an den Juden. Er nahm in seiner Eröffnungsansprache diesen biographischen Faden auf und erklärte, warum es für die Juden Europas so wichtig war, eine sichere Heimat zu haben. Mehrere Zehntausend Juden verließen seit 1933 Mitteleuropa und entkamen so der Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten.

Die vom Haus der Heimat konzipierte und erarbeitete Ausstellung zeigt, wie bereits seit den 1880er Jahren Juden vor allem aus Russland, Polen und Rumänien auswanderten, um wirtschaftlicher Not oder



Je mehr man davon sieht, desto weniger kann man darüber sagen. Was ist überwältigender, die Ballung der Schönheiten und Denkwürdigkeiten oder jene der Widersprüche etwa in Jerusalem?

Bild: Wikimedia Commons



Das Erscheinungsbild des Schiffes im Hintergrund beschwört das fatale Wort „Seelenverkäufer“ herauf, wäre da nicht die verhaltene Hoffnung in den Gesichtern im Vordergrund

Bilder aus der Ausstellung

antisemitischer Verfolgung zu entgehen. Die Ausstellung bietet Inszenierungen, Audio- und Filmstationen, Objekte und reich illustrierte Texttafeln. Manche Namen von Auswanderern dürften weithin bekannt sein (David Ben Gurion, Golda Meir), andere werden wieder in Erinnerung gerufen. Und nicht selten erfahren Ausstellungsbesucher von ehemaligen jüdischen Landsleuten aus der eigenen Heimatstadt, z. B. aus Königsmberg, Danzig, Prag oder Czernowitz.

Die Ausstellung setzt mit der Ausweisung der Juden aus der Heiligen Stadt Jerusalem durch die Römer im Jahr 70 ein. Rund um das Mittelmeer und die alten Handelswege verteilte sich die jüdische Diaspora. In Jahrhunderten entstanden durch Migrationsprozesse kulturelle Unterschiede von sephardischen (iberischen, später vor allem osmanischen) und aschkenasischen Juden im Heiligen Römischen Reich, in Polen und Russland. Um 1800 lebten in Palästina kaum mehr als 5000 Juden, der Schwerpunkt der jüdischen Siedlung lag im Zarenreich Russland.

Als Resultat eines langwierigen Emanzipationsprozesses erhielten Juden in vielen Ländern West- und Mitteleuropas bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

staatsbürgerliche Gleichberechtigung. Gleichzeitig wuchs der Antisemitismus in fast allen Ländern Europas zu einem Massenphänomen an. Doch die Mehrheit der Juden ließ sich nicht davon abhalten, sich mit dem Land zu identifizieren, in dem sie lebten: als jüdische Franzosen, jüdische Deutsche, jüdische Österreicher usw. Nur der Glaube ihrer Vorfäter unterschied sie noch von den übrigen Staatsbürgern.

Der Rückkehrwunsch nach „*erez jisrael*“ verblasste. Völlig anders stellte sich die Lage der Juden in Osteuropa dar, wo sie wesentlich zahlreicher waren als im übrigen Europa. Die Emanzipation blieb in ihren Anfängen stecken. Sie unterschieden sich durch ihre eigene Sprache (Jiddisch im Alltagsleben, Hebräisch im Gebet und im Studium der heiligen Schriften), durch Kleidung und kulturelle Traditionen von der Mehrheitsbevölkerung.

Nach jüdisch-orthodoxer Vorstellung war das Exil bzw. die Diaspora eine von Gott auferlegte Last für die Sünden des Volkes. Der Versuch, diese Verhältnisse zu ändern und ein jüdisches Reich zu errichten, galt als Rebellion gegen den Willen Gottes. In der Mitte des 19. Jahrhunderts schlugen jedoch zwei orthodoxe Gelehrte behutsam

einen neuen Weg ein. Der in Sarajewo geborene und im serbischen Semlin wirkende sephardische Rabbiner Jehuda Alkalay (1798–1878) und der im westpreußischen Thorn lehrende aschkenasische Rabbiner Zwi Hirsch Kalischer (1795–1874) forderten dazu auf, wieder Hebräisch zu lernen und sich im Land der Väter anzusiedeln.

Im März 1881 fiel der russische Zar Alexander II. einem Attentat zum Opfer. Nach staatlicherseits geduldeten Pogromen gegen Juden vor allem in Kiew und Odessa entschlossen sich Tausende russischer Juden zur Auswanderung. Auch der jüdische Arzt Leon Pinsker (1821–1891) aus Odessa sah die Emanzipation der Juden als gescheitert an. Er veröffentlichte 1882 in Berlin in deutscher Sprache sein Pamphlet „Auto-Emancipation“, worin er die bisherige passive Haltung der Juden ihrem Schicksal gegenüber kritisierte.

Pinsker forderte sie auf, einen eigenen jüdischen Staat zu gründen. Im oberschlesischen Kattowitz organisierte er 1884 die erste internationale Konferenz der Bewegung „Chibbat Zion“. Ihr Ziel war es, ein jüdisches Gemeinwesen in Palästina zu gründen. Bereits im Juli 1882 hatten jüdische Studenten aus Charkow und

Anhänger von „Chibbat Zion“ einem arabischen Dorf in Palästina Land abgekauft und darauf die Siedlung Rischon LeZion gegründet, heute ist das eine Großstadt mit 250 000 Einwohnern.

Etwa 25 000 Juden aus Russland und Rumänien kamen bis zur Jahrhundertwende nach Palästina. Unter ihnen war Eliezer Ben Jehuda (1858 Litauen – 1922 Jerusalem). Er hatte die Vision, dass sich alle Juden eines Tages wieder in ihrer alten Sprache verständigen würden. Doch in Jerusalem sprachen damals die Juden je nach ihrer Herkunft z. B. Jiddisch, Ladino (Sephardisch), Arabisch oder Georgisch. Mit Mut und Beharrlichkeit widmete Ben Jehuda sein Leben dem Hebräisch-Studium. Um die alte Sprache in der modernen Welt alltagstauglich zu machen, erschuf er neue Wörter. Gegen den Widerstand der orthodoxen Juden machte er Hebräisch zur Umgangssprache der jungen Generation in Palästina und schuf damit das heutige Ivrit.

Doch der Pioniergeist der ersten Einwanderergeneration mit zwei Dutzend neu gegründeten jüdischen Siedlungen hatte sich u. a. wegen innerer Missstände und schwieriger landwirtschaftlicher Bedingungen bald erschöpft.

Aus- und Abstieg, auf dass es in Zukunft aufwärts gehe: Ankunft, in jüngerer Zeit mit der israelischen Fluglinie El Al. Der Ausdruck findet sich in der Bibel und bedeutet „nach oben“, „zu Gott hin“



Erst mit Theodor Herzl kam der Durchbruch. Als Sohn einer assimilierten sephardisch-ashkenasischen Familie 1860 in Budapest geboren und in Wien aufgewachsen, berichtete er als Korrespondent der größten Wiener Zeitung in Paris 1894 vom Hochverrats-Prozess gegen den jüdischen, aus dem Elsass stammenden Offizier Alfred Dreyfus. Die antisemitischen Begleiterscheinungen erschreckten Herzl. Er wurde Zionist und veröffentlichte 1896 in Leipzig das Buch „Der Judenstaat“. Wie Pinsker zehn Jahre zuvor forderte Herzl dazu auf, einen eigenen Staat für Juden zu gründen.

Die Resonanz war unterschiedlich: Während ihm assimilierte deutsche Juden widersprachen und orthodoxe Rabbiner eine Verfälschung der messianischen Idee vorwarfen, erntete er bei Anhängern der Zionsidee große Begeisterung. Mit Max Nordau aus Pest, David Wolffsohn aus Litauen und Max Isidor Bodenheimer aus Stuttgart gewann er wichtige Mitstreiter. Im August 1897 berief Herzl den ersten zionistischen Weltkongress nach Basel ein. In seinem Tagebuch notierte er: „In Basel hab ich den Judenstaat gegründet. Wenn ich das heute laut sage, würde mir ein universelles Gelächter antworten. Vielleicht in fünf Jahren, jedenfalls in fünfzig wird es jeder einsehen.“

Zu diesem Zeitpunkt waren viele osteuropäische Juden bereits aufgebrochen, um in den USA ein neues Leben zu beginnen. Damit waren sie nach Ansicht Herzls für den Aufbau eines jüdischen Staates „verloren“. Die Frage, wo und auf welche Weise der eigene Staat verwirklicht werden sollte, entzweite jahrelang die Delegierten des Weltkongresses. Herzl verhandelte erfolglos mit dem Osmanischen Reich, um ein zusammenhängendes Siedlungsgebiet unter türkischer Oberhoheit zu erhalten. Auch unbewohnte Gebiete in Argentinien zog er in Betracht. Als Ostern 1903 im besarabischen Kischinow zahlreiche Juden

einem Pogrom zum Opfer fielen, bot die englische Regierung Herzl an, im zentralafrikanischen Uganda einen halbautonomen jüdischen Staat aufzubauen. Herzls Kritiker aus der Bewegung „Chibbat Zion“ verweigerten sich sämtlichen Alternativen. Allein in Palästina sollte der jüdische Staat geschaffen werden. Kurz darauf starb Herzl im Alter von 44 Jahren.

Die Folge des Pogroms von Kischinow war eine Emigrationswelle von Juden aus Russland, die in die USA, nach Argentinien, Südafrika, Deutschland oder Palästina auswanderten. Auch im Anschluss an die gescheiterte russische Revolution von 1905 kam es zu einer weiteren Auswanderungswelle. Mit den etwa 40 000 neu eingewanderten russischen Arbeitern und Bauern kamen sozialistische Ideen nach Palästina. Unter ihnen war auch der spätere Staatsgründer Israels und erste Ministerpräsident David Ben Gurion (1886 Płonsk bei Warschau – 1973 Ramat Gan).

Für Großbritannien war das Heilige Land von kolonial-strategischer Bedeutung. Der Suezkanal ermöglichte seit 1869 eine schnelle Verbindung nach Indien, die 1882 durch die militärische Besetzung Ägyptens gesichert wurde. Die Landbrücke nach Indien war jedoch durch das Osmanische Reich, zu dem Palästina gehörte, versperrt. Im Ersten Weltkrieg sicherte sich London die Gunst von Arabern und Juden, um das vom Kriegsgegner Deutschland unterstützte Osmanische Reich zu stürzen. Dem arabischen Wunsch, ein unabhängiges arabisches Königreich zu errichten, stimmte die britische Regierung im Juli 1916 zu. Auch der zionistischen Bewegung versprach sie im November 1917 in der sogenannten Balfour-Erklärung eine „nationale Heimstätte“ des jüdischen Volkes. „Im Prinzip wollten die Zionisten ihren Staat auf Kosten der arabischen Palästinenser und diese ihren Staat auf Kosten der Zionisten verwirklichen“, sagt der Historiker Michael Wolffsohn. Zionisten und arabische Nati-



Historische Sachlichkeit bei aller emotionalen Aufladung: Blick in die Ausstellung

Bild: der Autor

onalisten erwarteten 1918 gleichermaßen, dass Großbritannien seine Versprechen wahr machen würde. London hatte jedoch eigene Interessen. Im geheimen Sykes-Picot-Abkommen mit Frankreich hatte man bereits 1916 die erhoffte „osmanische Beute“ unter sich aufgeteilt. So kamen 1922 das heutige Syrien und der Libanon als sogenanntes Mandatsgebiet an Frankreich, das Heilige Land und Jordanien an Großbritannien.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges veränderte sich die politische Landkarte Europas. Die Vielvölkerreiche Österreich-Ungarn und Russland, in denen der größte Teil der Juden Europas lebte, zerfielen. Im neu gegründeten polnischen Staat hatten sie einen Anteil von etwa 10 Prozent an der Gesamtbevölkerung, in den Großstädten Warschau, Lodz, Lemberg u. a. etwa 30 Prozent. In den neuen Nationalstaaten wurden Juden oft verdächtigt und ausgegrenzt. Wegen der Wirren der Oktoberrevolution 1917, kriegsbedingter Auseinandersetzungen, Pogromen und Hungersnöten emigrierten viele russische, ukrainische und polnische Juden. Auf dem Weg in die USA war für Zehntausende Juden Berlin eine Zwischenstation. Aus zionistischer Überzeugung und vertrauend auf das britische Versprechen, eine jüdische Heimstätte zu errichten, kamen von 1919 bis 1924 etwa 37 000 jüdische Immigranten nach Palästina, darunter Golda Meir, die spätere Ministerpräsidentin Israels.

Die USA, wichtigstes Zielland jüdischer Migration, hatten im „Immigration Act“ von 1924 den Zuzug von Einwanderern aus Osteuropa auch aus Furcht vor kommunistischen Revolutionären stark eingeschränkt, ebenso Kanada, Argentinien, England und Südafrika. Zur gleichen Zeit führten eine Wirtschaftskrise in Polen, antisemitische Propaganda und Boykottaufrufe dazu, dass jüdische Handwerker, Kaufleute und Gewerbetreibende nach Palästina emigrierten. Innerhalb von fünf Jahren wanderten 65 000 Menschen, darunter die Hälfte aus Polen, nach Palästina ein, was die Aufnahmefähigkeit des Landes erheblich überforderte. Als Folge kehrten zeitweise mehr Menschen Palästina wieder den Rücken, als dorthin einwanderten.

Bis Ende der 1920er Jahre waren nur etwa 2000 Juden aus Deutschland nach Palästina ausgewandert. Die Rückkehrer-Quote war hoch. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 änderten sich jedoch die Rahmenbedingungen grundlegend. Juden wurden ausgegrenzt und Schritt für Schritt radikal entrechtet. Sie durften keine öffentlichen Schulen, Theater, Kinos oder Cafés mehr besuchen. Die Nürnberger Gesetze machten 1935 die „arische Abstammung“ zur Bedingung für die Anerkennung als Vollbürger. Ehen zwischen „Ariern“ und Juden galten als „Rassenschande“. Am 26. Mai 1935 hatte der knapp einstündige Dokumentarfilm „Land der Verheißung“ seine Welt-Uraufführung in Berlin, Breslau und Hamburg. Der erste Tonfilm aus Palästina schilderte in Interviews, dokumentarischen Szenen und Reisedarstellungen die zionistische Aufbauarbeit. Der Film rief euphorische Reaktionen des jüdischen Publikums in Deutschland hervor. Von dem fernen Palästina ging seitdem eine große Faszination aus.

Dabei war Palästina damals ein wenig entwickeltes Agrarland. Die natürlichen Ressourcen waren in osmanischer Zeit

ausgebeutet und die Baumbestände abgeholzt worden. Das Verkehrswesen war unterentwickelt. Der Hafen von Haifa wurde erst 1934 fertig gestellt, die Küstenstraße nach Tel Aviv 1936. Die britische Mandatsmacht ließ das alte türkische Recht gelten und führte zusätzlich englische Gesetze ein. Das Land verwaltete sie wie eine Kronkolonie des Königreiches. Sie ließ so viele Juden einwandern, wie das Land wirtschaftlich aufnehmen konnte. Lediglich Personen mit 1000 Pfund Sterling konnten ohne Begrenzung einwandern. Dennoch hatte sich die Zahl der jüdischen Einwohner innerhalb eines halben Jahrhunderts von 5000 auf etwa 250 000 erhöht, denen noch immer eine Bevölkerungsmehrheit von über 800 000 Arabern gegenüberstand. Von 1936 bis 1939 fand ein weiterer arabischer Aufstand mit einer Serie von Gewaltakten gegen Juden und Engländer statt. Araber wehrten sich gegen die weitere Einwanderung von Juden und den schleichenden Verlust ihrer Heimat.

Von 1933 bis 1941 wanderten, teils illegal, etwa 75 000 deutschsprachige Juden aus dem Deutschen Reich (55 000), Österreich (9500) und der Tschechoslowakei (11 000)

nach Palästina ein, unter ihnen eine große Anzahl Ärzte, Juristen, Wissenschaftler und Kulturschaffende. Die vor ihnen gekommenen osteuropäischen Juden konnten mit dem intellektuellen „Wasserkopf“ nichts anfangen. Sie hielten den Neulingen vor, nicht freiwillig aus zionistischer Überzeugung gekommen zu sein, und nannten sie spöttisch „Jeckes“, weil sie selbst bei der Arbeit in mediterraner Hitze niemals ihre Jacken ablegten. Zudem bewahrten sie ihre angeblich „deutschen Tugenden“ wie Pünktlichkeit, gutes Benehmen und adrette Kleidung. Für viele „Jeckes“ war die Einwanderung nach Palästina zunächst de facto ein sozialer Abstieg. Sie waren zu schmerzlichen Anpassungen an die Normen und Bedürfnisse der Pioniergesellschaft gezwungen. Sie zogen in die Städte, gründeten Industriebetriebe, Banken und Versicherungsgesellschaften. In Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft waren sie lange Zeit überrepräsentiert. Ihr politischer Einfluss blieb jedoch gering, da sie mehrheitlich kein oder nur schlecht Hebräisch sprachen und ihre Interessen öffentlich kaum vertreten konnten.

Carsten Eichenberger (KK)

Böhmens brüchige Brücken

Fast ein baugeschichtlicher Nekrolog

„Achtung, Putz fällt herab“, warnten zu kommunistischen Zeiten Tafeln an ungezählten Prager Häusern. Diese Tafeln braucht man zum Glück nicht mehr, dafür haben andere Hochkonjunktur: „Achtung, Bücke ist gesperrt“. Das ist eine historische Sünde: Tschechien wird fast zur Gänze von der Landmasse des „Bojischen Rumpfs“ ausgefüllt, von dem Gewässer kaum gebremst herabfließen. Die Region wurde erst zu frühmittelalterlicher Zeit besiedelt, als auch der Brückenbau begann, der

jetzt dramatisch „abbaut“. Die Direktion für Straßen und Autobahnen (RSD) klassifiziert den Zustand von Brücken in sieben Kategorien und weist von insgesamt 17 618 Brücken und Stegen im Land 29 Prozent als „zufriedenstellend“ aus, 30 Prozent als „schlecht“, „sehr schlecht“ oder „katastrophal“, also mit „Tragfähigkeit nahe Null“. In letztere Kategorie fallen in ganz Tschechien 96 Brücken, die meisten in Mähren. Besonders viele brüchige Brücken stehen im ehemaligen Sudetenland, wo in den nach

*So golden wie die
Goldene Stadt ist der
Stand ihrer Brücken
nicht. Bei Bertolt
Brecht galt es als
Zeichen der Vergäng-
lichkeit, aber auch des
Wandels: „Am Grunde
der Moldau wandern
die Steine“. Mittler-
weile muss man um
jene über der Moldau
bangen*

Bild: Archiv



der Vertreibung von Millionen Deutschen entvölkerten Regionen die Verkehrsinfrastruktur nahezu verfällt.

Auch das „hunderttürmige goldene Prag“ leidet, da von seinen 700 Brücken und Stegen 136 abbruchreif sind. Anfang Dezember 2017 stürzte die Fußgängerbrücke „Trojska lavka“ ein, wobei vier Menschen teils schwer verletzt wurden. Drei weitere Stege mussten vorsorglich für jeden Durchgang gesperrt werden, andere werden folgen: Die Verantwortlichen wissen um die Brüchigkeit von Betonbrückchen, die beim „sozialistischen Aufbau“ schnell und schlampig errichtet wurden. Auf sie passt das giftige Verdikt, das der streitbare Grünen-Politiker Matej Stropnický der Hauptstadt ausstellte: „Der technische Zustand der Prager Brücken ist viel schlechter, als Stadtführung und Einwohner ahnen.“ Derselben Ansicht ist die Technische Verkehrsverwaltung (TSK), die im Januar 2018 in einem Gutachten rügte: „Die Metropole geht seit langem stiefmütterlich (macesky) mit ihren Brücken um.“ So kann man es auch nennen, dass neun Prager Moldau-Brücken, die als baugeschichtliche Kleinodien weltbekannt sind, von

den Behörden sozusagen das Sterbelied gesungen wurde. In „schlechtem“ Zustand sind die Jirasek-Brücke von 1933, die Manes-Brücke von 1914, die Hlavka-Brücke von 1912 und die „Legionen“-Brücke von 1901. Als „katastrophal“ gelten die Smichover Eisenbahnbrücke von 1901, als „sehr schlecht“ die Palacky-Brücke von 1878 und die Liben-Brücke von 1928. Diese wurde zu Jahresbeginn 2018 für jeglichen Verkehr gesperrt, ob und wann sie wieder geöffnet wird, ist derzeit ungewiss.

In den Jahren 2011 bis 2015 prägte die Tschechische Nationalbank zehn Goldmünzen mit Abbildungen berühmter Brücken, wobei sie die Prager Brücken absichtsvoll übergang, ausgenommen den berühmten Negrelli-Viadukt von 1850, konzipiert von Alois Negrelli (1799–1958), der auch die Trasse des Suez-Kanals entworfen hatte. Seine Brücke war mit 1110 Metern Länge und 87 Bögen lange Zeit die größte Eisenbahnbrücke Europas und ist bis heute Seniorin der Prager Moldau-Brücken. Andere Prager Brücken sind attraktiver, allen voran die Stammvater Cech-Brücke von 1908 in einmalig schönem Jugendstil. In ihrer Verlängerung liegt der Letna-Hügel,

von dem aus man einen Traumblick auf die Moldau und ihre Brücken hat, bis hinab zur berühmtesten überhaupt, der Karlsbrücke.

Der deutsche Baumeister Peter Parler baute sie im späten 14. Jahrhundert von der Altstadt zur Kleinseite, ihr waren eine Holzbrücke und im 12. Jahrhundert die steinerne Judith-Brücke vorausgegangen. Als „Muster“ nahm sich Parler vermutlich die Otava-Brücke aus dem südböhmischen Pisek, die lange vor der Karlsbrücke erwähnt ist. Der Name Karlsbrücke (Karlův most), bezogen auf Karl IV. (1316–1378), den böhmischen König und deutschen Kaiser, kam erst um 1870 auf, bis dahin hieß sie Steinbrücke (Kamenný most). Im „tschechischen Barock“, dem 17. und 18. Jahrhundert, wurde sie mit 16 Statuen-Gruppen versehen, die man später immer häufiger gegen Kopien auswechseln musste.

Bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war sie die einzige Moldau-Brücke in Prag, dann sorgte die Industrialisierung für sieben Brückenbauten. Das erwähnte „stiefmütterliche“ Verhältnis der Prager zu ihren Brücken widerfuhr besonders der

Karlsbrücke. Ab 1883 fuhren Pferdedroschen über sie, bis zum Zweiten Weltkrieg Straßenbahnen, bis in die frühen 1960-er Jahren Busse. Das alles hat das Bauwerk stark erschüttert, weswegen es seit Jahrzehnten nur für Fußgänger freigegeben ist, im Zustand dennoch als „sehr schlecht“ dasteht. Eine Restaurierung ist überfällig, worauf aber bislang noch jede Stadtverwaltung „gehustet“ hat. So rügt es der „grüne“ Stropnický, der seit Jahren mit dem Prager Verkehrschef, Vizebürgermeister Peter Dolínek, im Clinch liegt: Er möchte die Brücken sanieren, Dolínek das Geld in Bauten stecken, am Ende passiert gar nichts.

Was Prag alles einbüßte, notiert der Kunsthistoriker Zdeněk Lukeš in seinen Feuilletons „Geschichte der Prager Moldau-Brücken“. Er gibt ironischen Nachhilfeunterricht zu jüngster tschechischer Geschichte anhand politisch opportun wechselnder Brückennamen.

Brücken, zuerst nach Wiener Herrschern benannt, trugen nach dem Ersten Weltkrieg die Namen von Nationalhelden der neugeschaffenen Tschechoslowakei, nach dem



So feierlich es sein sollte, so befremdlich mutet es an: Kaiser Franz Joseph bei der Einweihung der Franzens-Brücke in Prag im Jahr 1901. Dem tschechischen Titel des Bildes von Hoffotograf Rudolf Bruner-Dvorak, „Prochazka na moste“ (Spaziergang auf der Brücke), soll der Kaiser seinen Spitznamen „Prochazka“ verdanken

Bild: Deutsches Kulturforum östliches Europa

Zweiten Weltkrieg hießen sie Stalingrad-Brücke, Erster-Mai-Brücke, Brücke der Barrikadenkämpfer oder was den „Komant-schen“ (wie Lukes die Kommunisten nennt) sonst noch einfiel. Die Prager machten eifrig mit, benannten eine besonders hässliche Betonbrücke Intelligenzbrücke oder taufte eine Straßenbahnbrücke „Rámusák“ (Randalierer), bezogen auf den Dauerkrach, den klapprige Straßenbahnen verursachten.

Was kommt als nächstes? Vielleicht ein Wunder, wie RSD-Sprecherin Martina Vápeníková Ende 2012 verkündete: Die deutsche Firma EUROVIA, ein weltweit führendes Unternehmen im Verkehrswegebau, hat mit Prag vereinbart, bis 2021 die brüchige Autobahn D 47 auszubauen und sie zu einem tschechisch-polnischen Verbindungsstück zu machen. Zwar war das

tschechisch-deutsche Verhältnis nie ein „honey-moon“, da Tschechen misstrauisch fixiert auf Deutsche und Deutsches sind, während Deutsche außer Pilsener Bier, Schwejk und Hradschin am tschechischen Nachbarn gar nichts finden. Aber vielleicht dient die derzeitige Brückennot als Brücke zu alten und besseren Erfahrungen: Von 1874 bis 1888 arbeitete am böhmischen Landtag eine deutsch-tschechische Expertenkommission für Wasserwirtschaft, weil der Wasserhaushalt zwischen den Extremen Dürre und Überschwemmung schwankte, seitdem Gebirge für den Bergbau entwaldet und Hochmoore trockengelegt worden waren. Das untersuchten die Experten, die ihre Berichte „utraquistisch“ publizierten: abwechselnd deutsch und tschechisch.

Wolf Oschlies (KK)

Am angestammten Ort

Stammzellen-Symposium in Königsberg, russisch und deutsch

Königsberg, das heutige Kaliningrad, war in diesen Tagen Schauplatz eines herausragenden wissenschaftlichen Symposiums. Hämatologen, Immunologen und Onkologen aus Russland, Deutschland und der Schweiz versammelten sich in der Baltisch Föderalen Immanuel Kant Universität zu einem Internationalen Stammzellensymposium. Anlass war die bahnbrechende Entdeckung des Königsberger Pathologen Ernst Neumann (1834–1918), die bis heute grundlegend ist für die aktuelle Stammzellenforschung und Krebstherapie. Neumann hat vor 150 Jahren entdeckt, dass die Blutbildung im Knochenmark des Menschen stattfindet. Ein weiterer bedeutender Hämatologe „der ersten Stunde“ war der Sankt Petersburger Alexander Maximow (1874–1928).

Die Veranstaltung fußte auf einer 2016

getroffenen Vereinbarung zwischen der Russischen Akademie der Wissenschaften (RAW) und der Berliner Charité. An der Organisation wirkten das Koch-Metschnikow-Forum auf der Basis des Deutsch-Russischen Gesundheitsabkommens von 2010 und die Stiftung Königsberg im Stifterverband für die deutsche Wissenschaft federführend mit. Hervorzuheben ist, dass der deutsche Arzt Eberhard Neumann von Meding, der seit 2015 das Symposium mit vorbereitete, ein direkter Nachfahre des Entdeckers Ernst Neumann und Mitglied des Kuratoriums der Stiftung Königsberg ist.

So wurde durch das Symposium nicht nur eine Vertiefung der wissenschaftlichen Zusammenarbeit zwischen der Russischen Föderation und Deutschland auf dem Gebiet der medizinischen Forschung



Klaus Weigelt, Präsident der Stiftung Königsberg, zwischen Professor Dr. Dirk Hagen (hinter ihm links der deutsche Generalkonsul in Kaliningrad Dr. Michael Banzhaf) und Dr. Eberhard Neumann von Meding, zwei Nachkommen Königsberger Naturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts

Bild: Stiftung Königsberg

erreicht, sondern durch die maßgebliche Beteiligung der Stiftung Königsberg auch eine bemerkenswerte Kontinuität zwischen der Königsberger Universität Albertina von 1544 und der Baltischen Föderalen Immanuel Kant Universität Kaliningrad von 1967.

Die russische Seite maß dem Symposium einen hohen Stellenwert zu. Das betonten Alexandr Kravchenko, der Gesundheitsminister der Kaliningradskaja Oblast, Andrej Klemeshev, der Rektor der Universität, und die Konrektorin Elmira Zilber. Der deutsche Generalkonsul Michael Banzhaf unterstrich die Bedeutung des deutsch-russischen Wissenschaftlertreffens ebenso wie Helmut Hahn, der Vorsitzende des Koch-Metschnikow-Forums, und der deutsche Onkologe Klaus-Peter Hellriegel.

Der Vorsitzende des Kuratoriums der Stiftung Königsberg, Klaus Weigelt, wies darauf hin, dass nach der 450-Jahr-Feier der Königsberger Universität im Jahre 1994, der 750-Jahr-Feier Königsbergs 2005 und der ersten Kant-Ausstellung nach dem Krieg 2009 dieses Symposium das vierte wissenschaftliche russisch-deutsche Großereignis sei. Weigelt zitierte in seinem Grußwort den russischen Mathematiker und Physiker Kasimir Lawrynowicz, der in seinem Buch über die Albertina 1999 geschrieben hat: „Im Vergleich zu anderen russischen Hochschulen besitzt die Kaliningrader eine besondere Mission. Diese

ist dadurch bestimmt, dass sich unsere Universität in der Stadt befindet, die vier Jahrhunderte hindurch Wirkungsstätte der berühmten Königsberger Universität war. Deshalb stellt das intellektuelle und geistige Erbe der Albertina für uns mehr dar als lediglich einen Teil des allgemeinen Weltkulturerbes. Und es ist unser Bestreben, dieses Erbe, ausgehend von der russischen Nationalkultur, anzunehmen und zu begreifen, ihm in unserem eigenen wissenschaftlichen Wirken eine Fortsetzung zu geben. Es ist dies unsere Pflicht vor dem Gedenken an die Königsberger Universität, vor der heimischen und der europäischen Kultur. Hierin liegt die besondere Mission der Russischen Universität auf dem Boden der alten Albertina.“

Die russischen Referenten des Symposiums waren aus Sankt Petersburg, Moskau, Novosibirsk und Rjasan angereist, die deutschen überwiegend von der Charité aus Berlin, aber auch aus Bochum und Basel, um sich über die neueste wissenschaftliche Entwicklung der Stammzellforschung auszutauschen. Der Titel des Symposiums lautete: „Aktuelle hämatopoetische Stammzelltechnologie und -therapie“. Die hämatopoetische Stammzelle ist die Urzelle der Blutbildung.

Aus den Vorträgen war zu erkennen, dass die Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte aus dem Gebiet der Hematopoietic

Stem Cells zu neuen Disziplinen wie der Immunologie, Onkologie, Regenerativen Medizin mit Transplantationsmedizin sowie zur Herstellung von „Induced Pluripotent Stem Cells“ geführt haben. Induzierte pluripotente Stammzellen sind pluripotente Stammzellen, die durch künstliche Reprogrammierung von nicht-pluripotenten somatischen Zellen entstanden sind. Heute kann die genetische Stimulierung der körpereigenen T-Lymphozyten mit einem „Chimeric Antigen Receptor“ (CAR-T-Zell-Antikörper-Therapie) die Onkologie revolutionieren, z. B. für die bessere Behandlung der Akuten Lymphatischen Leukämie von Kindern.

Die Zukunft der Stammzellforschung wird demnach darin liegen, sogenannte Vorläuferzellen der verschiedenen myeloischen (CMP), also aus dem Knochenmark stammenden, und lymphoiden (CLP), aus dem Abwehrsystem gegen Krankheitserreger stammenden Blutzellreihen zu züchten, um anschließend über eine Durchflusszy-

tometrie (Messverfahren) eine Identifikation von hämatopoetischen Stammzellpopulationen zu gewinnen.

Gerade am Themenbereich CAR-T-Zelltherapie waren die russischen Fachkollegen wie Alexander Chechyotkin vom Forschungsinstitut für Hämatologie und Transfusionsmedizin aus St. Petersburg im höchsten Maße interessiert, geht es doch primär auch darum, langfristig durch gemeinsame Forschung die Herstellungskosten zu senken. Die Vorträge der Professoren Lutz Uharek und Annette Künkele von der Berliner Charité waren hierfür richtungweisend.

Das Symposium hat gezeigt, dass auch in Krisenzeiten und in einem schwierigen politischen Umfeld konstruktive und zukunftsgerichtete wissenschaftliche Kooperation zwischen Russen und Deutschen möglich und für beide Seiten in gleicher Weise vorteilhaft ist.

Eberhard Neumann-R. von Meding (KK)

„Böhmische Brüder“ hat es gegeben

Nun gibt es böhmische Brüderlichkeit: Sudetendeutscher Tag

Vertreter der Landsmannschaft, Freunde und Förderer aus der deutschen Politik, Wirtschaft und Kultur sowie viele tschechische und internationale Gäste nahmen am 69. Sudetendeutschen Tag in Augsburg teil. Es ging diesmal vor allem um Verständigungsprojekte und die Erneuerung beziehungsweise die Weiterentwicklung der gemeinsamen Kultur.

Die traditionelle Begegnung vom Pfingstwochenende fand zum ersten Mal im Beisein des Bayerischen Ministerpräsidenten Dr. Markus Söder statt. Der diesjährige Sudetendeutsche Tag lief unter dem Motto „Kultur und Heimat – Fundamente des Friedens“. Im Fokus standen die Liebe zur

Heimat und das vielfältige Kulturerbe, mit denen sich Brücken zu den Tschechen und zwischen den Generationen schlagen lassen. Zum umfangreichen Programm gehörten themenbezogene Vorträge und Diskussionsrunden, Dokumentations- und Kunstaustellungen sowie Mundartpräsentationen und Konzerte.

Den Auftakt der Veranstaltung bildeten ein Journalisten-Gespräch im Presseclub München mit Bernd Posselt und ein Deutsch-Tschechischer Kongress zum Thema „Unsere Heimat – Kulturerbe Europas“. Ein Höhepunkt des ersten Abends war die musikalisch umrahmte Feierstunde mit der Verleihung der Kulturpreise der



Der Tanz ist nicht modern wie die Architektur im Hintergrund, zeitgemäß aber ist diese wie jener, wenn man nur ganz dabei ist, wie die Beteiligten es beim Sudetendeutschen Tag 2017 offensichtlich waren

Bild: der Autor

Sudetendeutschen Landsmannschaft und des Freistaates Bayern am Abend.

Am Pfingstsamstag eröffnete Bernd Posselt, Sprecher der Sudetendeutschen Volksgruppe und Bundesvorsitzender der Sudetendeutschen Landsmannschaft, den 69. Sudetendeutschen Tag mit der Verleihung des Europäischen Karls-Preises der Sudetendeutschen Landsmannschaft an Kardinal Dr. Christoph Schönborn, Erzbischof von Wien. Die Preisverleihung wurde von einem musikalischen Auftritt des Westböhmisches Symphonieorchesters Marienbad unter der Leitung von Milan Muziká begleitet.

Aus der Fülle der Programmpunkte sind die Eröffnung einer Buchausstellung durch Dr. Wolf-Dieter Hamperl, Bundeskulturreferent, ein von Andrea Hege moderierter Großer Volkstumsabend unter der Regie von Brigitta Schweigl-Braun sowie ein „Sudetendeutsches Volkstanzfest“ mit Musik aus Böhmen, Mähren und Sudetenschlesien mit der Tanzmeisterin Sabine Januschko hervorzuheben. Am Pfingstsonntag fanden ein römisch-katholisches Pontifikalamt sowie ein evangelischer Gottesdienst statt. Den Höhepunkt bildete die Hauptkundgebung mit programmatischen Reden des neuen Schirmherrn der Sudetendeutschen,

Ministerpräsident Markus Söder, sowie des Sprechers der Volksgruppe, Bernd Posselt. Für Musik und gute Stimmung sorgte die Gartenberger Bunker Blasmusik unter der Leitung von Roland Hammerschmied.

Guter Besucherresonanz erfreute sich auch die vom Deutschen Kulturforum östliches Europa gezeigte Wanderausstellung „Reformation im östlichen Europa – Die böhmischen Länder“. Tanja Krombach, stellvertretende Direktorin der Einrichtung, bot eine kommentierte Führung durch die Schau. Die deutsch- und tschechischsprachige Ausstellung besteht aus zehn reich bebilderten Bannern mit Themen wie: Jan Hus, Hussiten, Evangelische Strömungen im 16. Jahrhundert, Hus und Luther, Die Böhmisches Brüder, Lutherische Zentren, Religiöse Vielfalt in Mähren, Gegenreformation, Vom Toleranzpatent 1781 bis zur Republikgründung 1918 sowie 20. Jahrhundert und heute.

„Die Schaleks – eine mitteleuropäische Familie. Fünf Biografien erzählen hundert Jahre Geschichte“ war ein weiterer Beitrag des Deutschen Kulturforums östliches Europa zum Sudetendeutschen Tag in Augsburg. Die Wanderausstellung stellt neben den fünf Lebensgeschichten auch ihren historischen Hintergrund dar und

zeigt so die vielfältigen zerstörten und nach dem Fall des Eisernen Vorhangs wiedererstandenen Verbindungen im Herzen Europas. Kontexttafeln thematisieren u. a. das jüdische Leben in Prag und Wien um die Jahrhundertwende, den Ersten Weltkrieg und die Rolle der Frauen oder die Stellung der Deutschen in der Tschechoslowakei vor und nach der Vertreibung. Autor des Ausstellungsprojektes und des ergänzenden Dokumentarfilms ist der Publizist Ralf Pasch.

Im Rahmen eines musikalisch begleiteten Festaktes im Goldenen Saal des Augsburger Rathauses wurden die Kulturpreise der Sudetendeutschen Landsmannschaft und des Freistaates Bayern verliehen.

Den Großen Sudetendeutschen Kulturpreis 2018 erhielten die Maler Hans Jürgen und Joachim Lothar Gartner, Zwillingenbrüder aus Steinschönau. Nach der Vertreibung und der Flucht aus der SBZ im Jahr 1949 fand die Familie in Wien wieder zusammen. Hier lernten die jungen Gartner von Vittorio Carpaccio die Klarheit und Strenge der Komposition und die Lichtführung, von Pieter Bruegel die Technik des Bildaufbaus, die Farblasur. Allerdings: Ihre künstlerische Ausbildung erhielten sie nicht an der Wiener Kunstakademie, sondern an der Höheren Bundeslehr- und -versuchsanstalt für Textilindustrie/Abteilung Design. Hans Jürgen bevorzugt bei seinen Darstellungen den Menschen, während bei Joachim Lothar die Landschaft das dominierende Thema ist.

Ronny Krippner, Preisträger für darstellende Kunst, wurde 1980 auf dem Gebiet des historischen Egerlands geboren. Er bekennt sich zu den durch seinen Großvater aus Schönwind im Kaiserwald vererbten Egerländer Wurzeln. Der Künstler ist Mit-

glied der „Eghalanda Gmoi“ in Marktredwitz und schlägt nicht nur in Böhmen, sondern sogar an seiner jetzigen Wirkungsstätte London die Orgel in Egerländer Tracht. Der Musiker hat seine Ausbildung an der Hochschule für Katholische Kirchenmusik und gleichzeitig als Chorleiter bei den Regensburger Domspatzen begonnen, sie an der Universität in Exeter mit einem Master-Studium fortgesetzt und ein Lehramtsstudium an der Universität von Bristol 2006 abgeschlossen. 2008 erwarb er am „Royal College of Organists“ in London das Fellowship Diploma. Momentan promoviert er am Konservatorium in Birmingham über Englische Orgel Improvisationen im 20. und 21. Jahrhundert. Besonders erwähnenswert ist sein persönlicher Einsatz für die Musik sudetendeutscher Komponisten und die historischen Instrumente, die von Egerländer Orgelbaumeistern im 17. und 18. Jahrhundert erbaut wurden.

Die 1937 in Luck bei Karlsbad im Egerland geborene Malerin, Schriftstellerin und Volkskundlerin Margarethe Pichl-Wolf hat ihr Lebenswerk einem speziellen Kultur-Bereich der vertriebenen Egerländer gewidmet: Mundart und Bräuchen. Dafür wurde sie mit dem Volkstumspreis ausgezeichnet. Sie spricht und schreibt in der Egerländer Mundart. Ihr Buch „Louk Hausnummae fuchzich“ ist eine egerländisch-deutsche Beschreibung in Wort und Bild eines alten Bauernhauses mit allem Inventar, mit allen Tieren und allen Pflanzen in Feld und Flur und einer kleinen Verbensammlung im Anhang. Dieses herausragende Werk genießt unter den führenden bayerischen Dialektologen höchstes Ansehen. Außerdem hat Pichl-Wolf die bis in die keltische Zeit reichenden Bräuche der Egerländer erforscht und sie in spannend zu lesender Form als „Spruch- und Lebensweisheiten und heidnische

Das Land des Adalbert Stifter, die Jahrzehntelang von einer Grenze durchschnittene Landschaft, soll wiedererstehen als kultureller Begegnungsraum in der Mitte Europas.

Wurzeln der Egerländer“ in phonetischer Schreibweise aufgezeichnet.

Schon in jungen Jahren kam Musikpreisträger Walther Prokop mit Künsten in Berührung. Dem Studium der Schulmusik und Komposition an der Münchener Musikhochschule folgte ein Schuldienst am Gymnasium in Gars am Inn. Auch wenn für seine Entfaltung als Komponist nur begrenzte Zeit blieb, ist Prokops Werkverzeichnis beeindruckend. Es umfasst Orchester-, Kammer- und Klaviermusik, Chöre a cappella und mit Begleitung sowie eine Vielzahl von Klavierliedern. Als Literaturliebhaber wählt der Musiker eher unbekanntere Vorlagen, wobei sich die Vertonungen nicht einfach dem Text unterordnen, sondern reich an Überraschungen sind.

Den Kulturpreis für Bildende Kunst und Architektur erhielt Gabriele Stolz. Die examinierte Kunsterzieherin lebt und arbeitet in München als freischaffende Künstlerin. Seit 1986 nahm sie an zahlreichen Einzel- und Gruppenausstellungen in Bayern, in Deutschland und im europäischen Ausland teil, mit eigener Handschrift, eigenem Duktus und weitgestreuter eigener

Thematik. Sie verwendet für ihre Arbeiten verschiedene Materialien und Techniken. Als Ausgangspunkt nimmt sie häufig Drucke eigener Radierungen, Baupläne oder Architekturskizzen und verändert diese mit den Mitteln von Montage, Collage, Überzeichnung und Aquarell.

Der Historiker Walter Ziegler, ausgezeichnet mit dem Kulturpreis für Wissenschaft, wurde 1937 in Reichenberg geboren. Er ist sich seiner sudetendeutschen Herkunft bewusst und bekennt sich zu dieser. Seine Laufbahn kann als Musterbeispiel einer gelungenen Integration im Freistaat Bayern gelten. Sein freundliches Wesen, seine ausgleichende Art, seine Distanz gegenüber ideologischen Einseitigkeiten und Modernismen ließen ihn nach 1989 zu einer zentralen Figur in der Münchner geschichtswissenschaftlichen Szene werden. Vom Bayerischen Hauptstaatsarchiv über das Historische Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität und das Diözesanarchiv bis zum Institut für Zeitgeschichte: Walter Ziegler ist für viele bedeutende Münchner Einrichtungen ein geschätzter Ansprech- und Kooperationspartner.



Für Stifter Landschaft des Gemüts, wie er sie selbst kalligraphiert hat, für heutige Poeten wie Richard Wall Landschaft der Neugier und der Suche nach jenem Gemüt, das er nicht verloren-gibt: Adalbert Stifter, Landschaft bei Oberplan

Bild: Kunstforum Ostdeutsche Galerie

Der 1953 im oberösterreichischen Engerwitzdorf geborene Richard Wall, Kulturpreis für Literatur und Publizistik, studierte an der Linzer Hochschule für künstlerische und industrielle Gestaltung und machte sich früh mit literarischen und künstlerischen Arbeiten einen Namen. So sehr ihn seine Sehnsucht zu anderen Ländern zog, so sehr blieb er dem Mühl- und Waldviertel am Eisernen Vorhang verbunden. Als diese Grenze nach der Samtenen Revolution wieder passierbar wurde, zählte er zu den ersten Autoren, die mit poetischer Neu-

gier und Sensibilität in die südböhmische Landschaft wanderten. Die Begegnung mit Oberplan, dem Geburtsort des Schriftstellers und Malers Adalbert Stifter, war für Wall nach eigener Aussage wie eine „Initialzündung“. Immer wieder hat er in den folgenden Jahren das Stifterland besucht und mit seinen künstlerischen Arbeiten dazu beigetragen, die jahrzehntelang durchschnittene Landschaft als kulturellen Begegnungsraum in der Mitte Europas wiederentstehen zu lassen.

Dieter Göllner (KK)

Schlesiens Freundlichkeit in Person

Friedrich-Wilhelm Preuß bringt sie unter die Leute

Recherchiert man über schlesische Mundartdichter und Tanzgruppen, sucht man nach Kulturkundlichem zu den Riesengebirgsorten, so ist es kaum möglich, an dem Namen Friedrich-Wilhelm Preuß vorbeizukommen. Der engagierte und vielseitig tätige Schlesienkenner erweckt Sympathie schon beim ersten Treffen. Irgendwie scheint er viel Gemeinsames mit dem berühmten Rübezahl zu haben, der Newcomern und Vertrauten aus der wissenschaftlichen Welt gerne Hilfe bietet. Gutherzig und unheimlich belesen. Zu Scherzen aufgelegt und sachlich. Preuß' Augen glänzen, wenn man von Schlesien spricht. Es kann nicht verwundern, denn Friedrich-Wilhelm Preuß selbst stammt aus dieser schönen, magischen Gegend und gehört zu den Persönlichkeiten, die ihr ganzes Leben alles tun, um das schlesische Kulturerbe zu erhalten und den neuen Generationen näherzubringen.

Er kam am 5. April 1943 im niederschlesischen Schmiedeberg (Riesengebirge) als Sohn eines Reichsmarinesoldaten und der Quirler Drechslertochter Irmgard Fritsch zur Welt. Bis zum Ende des Zweiten

Weltkrieges lebte seine Familie in Quirl 49, danach erfolgte die Flucht, die in Barmstedt (Schleswig-Holstein) endete. Preuß' Großeltern mütterlicherseits, die sich in Schöningen (Kreis Helmstedt) ansiedelten, brachten dem kleinen Jungen Liebe zur Heimat und erstes Wissen um die kulturell einmalige Landschaft bei.

Von 1959 bis 1962 erlernte er den Beruf eines Maschinenschlossers und brachte es auf dem Umweg über die Bundesmarine auf 20 Jahre Berufserfahrung in der Unfallsachbearbeitung.

Um 1980 begann Friedrich-Wilhelm Preuß seine umfangreichen Schlesienkenntnisse mit einem breiteren Publikum zu teilen. Er hielt regelmäßige Vorträge bei u. a. der Staatspolitischen Gesellschaft in Hamburg, der Stiftung Schlesien Hannover, an den Volkshochschulen Lübeck und Wangen, im Haus Schlesien und bei verschiedenen landsmannschaftlichen Vereinigungen. Es fällt nicht leicht, all seine Mitgliedschaften in einem Atemzug zu nennen: Arbeitskreis Freunde Schlesischer Mundart Hamburg, Landesgruppe Hamburg, Schlesierverein Rübezahl Hamburg, Schlesierver-

ein Harburg-Hamburg, Wangener Kreis, Volkstanz- und Trachtengruppe Rübezahl Hamburg. Die letztere leitet Preuß seit 1995 als Trachtenschulze.

Von 1984 bis 1993 war der Nimmermüde als Landeskulturreferent LM Schlesien in Hamburg tätig. Jahrelang organisierte er als Reiseleiter der Zeitschrift „Schlesische Bergwacht“ Exkursionen nach Schlesien mit, auf denen er mit seinen spannenden Stories Jung und Alt begeistern konnte. Und von all diesen Aktivitäten darf man eine hervorheben, nämlich die Leitung des Arbeitskreises Archiv für Schlesische Mundart, die Friedrich-Wilhelm Preuß 1996, nach dem Tode der Gründerin Erle Bach übernommen hatte.

Dieser kulturelle Enthusiasmus und das Engagement für Schlesien konnten nicht unbemerkt bleiben. Preuß wurde mehrmals ausgezeichnet. Im Jahre 1992 wurde ihm die Goldene Ehrennadel der Landsmannschaft Schlesien und die Ehrenmedaille der Stadt Hirschberg (Kuratorium für die Patenschaft Hirschberg in Alfeld) verliehen. 2000 zeichnete man ihn mit dem Schlesi-erkreuz aus. Fünf Jahre später wurde er zum Ehrenvorsitzenden der Schlesischen Jugend ernannt.



Seine Augen glänzen, wenn man von Schlesien spricht: Friedrich-Wilhelm Preuß

Bild: die Autorin

Davon, wie vielseitig der 75-Jährige ist, kann man sich auch überzeugen, indem man sich hunderte von Ausgaben der „Elmshorner Nachrichten“ anliest. Er begann im Alter von zehn Jahren als Torwart Handball zu spielen. 30 Jahre lang war er auch Schiedsrichter und verwirklichte sich journalistisch bei der erwähnten Zeitung.

Izabela Taraszczuk (KK)

Ihm ging es ums Amt, nicht um dessen Inhabere

Ausstellung zu Hans von Held in Schloss Caputh

Die Verfolgung und Inhaftierung von Journalisten und Publizisten aufgrund kritischer Berichterstattung ist in vielen Ländern der Welt auch heute ein hochaktuelles Thema. An diese Problematik wird jährlich am 3. Mai mit dem Tag der Pressefreiheit erinnert.

Als ein früher Vorläufer im Kampf um Meinungsfreiheit, der für die gerechte Sache Strafversetzungen und selbst Festungshaft

in Kauf nahm, kann der preußische Beamte Hans von Held (1764–1842) angesehen werden. Wegen seiner politischen Schriften zählte er in seiner Zeit zu den bekanntesten Persönlichkeiten der Spätaufklärung in Preußen.

Berüchtigt war er vor allem durch seine Anklagen gegen die preußische Staatsverwaltung Ende des 18. Jahrhunderts und

seine öffentliche Kritik am preußischen Vorgehen nach der Zweiten und Dritten Teilung Polens (1793/1795).

Der in Schlesien geborene Hans von Held studierte an den Universitäten Frankfurt an der Oder, Halle an der Saale und Helmstedt Rechts- und Staatswissenschaften. Zunächst als Sekretär der niederschlesischen Akzise- und Zolldirektion in Glogau/Głogów und Küstrin/Kostrzyn tätig, wurde er 1793 nach Posen/Poznan versetzt, in das nach der Zweiten Teilung Polens Preußen zugeschlagene Gebiet.

Als Zollrat der neuen Provinz Südpreußen war er mit der Korruption unter hohen Beamten, der Bereicherung des Adels und der Ausbeutung der Bevölkerung konfrontiert. Von der Gedankenwelt der Aufklärung

beeinflusst und von den Ereignissen der Französischen Revolution beflügelt, setzte sich Held für Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit ein. Er machte die Missstände in einem schwarzgebundenen Buch publik, das als „Schwarzbuch“ bekannt wurde.

Vor dem Hintergrund der Französischen Revolution und der polnischen Aufstände in den Teilungsgebieten war der preußische König bemüht, kritische Stimmen zu unterdrücken. Anstatt Helds Vorwürfe untersuchen zu lassen, ordnete er dessen Strafversetzung an. Helds publizistischer Kampf, den er von Brandenburg an der Havel und Berlin aus fortsetzte, endete schließlich mit Festungshaft in Kolberg, heute Kołobrzeg.

Die zweisprachige Wanderausstellung (deutsch/polnisch) „Wortgewalten. Hans von Held. Ein aufgeklärter Staatsdiener zwischen Preußen und Polen“ und ein dazugehöriges Begleitbuch vermitteln anhand der Lebensgeschichte von Hans von Held ein lebendiges Bild der Geschichte Ostmitteleuropas in den Jahrzehnten um 1800. Neben dem Wirken von Hans von Held wird auch das konfliktreiche Verhältnis zwischen Preußen und Polen-Litauen sowie die Entwicklung in den neuen preußischen Provinzen dargestellt.

Die Ausstellung wurde von Anna Joisten und Professor Dr. Joachim Bahlcke vom Historischen Institut der Universität Stuttgart in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa realisiert und wird vom Deutschen Kulturforum östliches Europa in Kooperation mit der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg bis zum 15. Juli im Schloss Caputh gezeigt.

(KK)



BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Böhme war er nicht, in Böhmen schon

Reiner Stach: Die Kafka-Biographie in drei Bänden (Die frühen Jahre; Die Jahre der Erkenntnis; Die Jahre der Entscheidung). S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main (verschiedene Erscheinungsjahre)

Über Goethe und Böhmen wurde viel geschrieben, seine Aufenthalte in Karlsbad, Marienbad oder Teplitz und die dortigen Begegnungen wurden weit bekannt. Prag jedoch hat er nie besucht, trotz mehrfacher Einladung. Bei Franz Kafka sind die in Böhmen besuchten Orte nie in den Vordergrund gehoben worden.

Diese umfangreiche Biographie in drei Bänden über den berühmten Schriftsteller dokumentiert nicht nur das komplexe Werk, sondern gibt auch einen erhellenden Einblick in die böhmisch-österreichische und jüdische Welt der Habsburger Monarchie und des Nachfolgestaates Tschechoslowakei in seinen ersten Jahren. Sie macht uns mit der Persönlichkeit Franz Kafkas, aber ebenso eingehend mit Prag bekannt und benennt dabei eine ganze Reihe deutschböhmischer Orte, die Kafka in Diensten der Unfallversicherung, mehr noch aber bei privaten Aufenthalten kennengelernt hat, darunter die Egerländer Kurorte Karlsbad, Franzensbad und Marienbad.

Hier erlebte er eine glückliche Begegnung mit seiner Verlobten Felice Bauer aus Berlin. Im nördlichen Böhmen hatte er dienstlich zu tun (Gablonz an der Neiße), in Bodenbach (Tetschen) nahe der Grenze zu Sachsen traf er wieder Felice, in Friedland war er im Auftrag der Prager Unfallversicherung tätig. In Zürau bei Saaz verbrachte er mehrfach Erholungsaufenthalte bei seiner Schwester Ottla, die wegen seiner Tuberkuloseerkrankung immer häufiger nötig waren.

Der Ausbildungsaufenthalt dieser Schwester in einer landwirtschaftlichen Winterschule führte

ihn wieder nach Friedland – „eine merkwürdig schöne traurige Stadt“. Stach ergänzt: „Friedland lag in Deutschböhmen, einer politisch gärenden Zone, deren Bevölkerung entweder zu Deutschland oder zum neuen ‚deutschösterreichischen‘ Staat gehören wollte und sich daher der Regierung in Prag lautstark verweigerte.“ Es war im Dezember 1918 durch tschechisches Militär besetzt worden. Kafka zog daher Schelesen bei Melnik für seinen Aufenthalt vor.

Friedland und sein berühmtes Schloss, das bis 1945 der Adelsfamilie Clam-Gallas gehörte und durch seinen kurzzeitigen Eigentümer Herzog Albrecht von Wallenstein (bei Schiller der „Friedländer“) bekannt wurde, mag als Vorbild für das Schloss in Kafkas Roman dieses Titels gelten. Als er daran arbeitete, hielt er sich allerdings im Hotel Krone in Spindelmühle-Friedrichsthal auf, wo es kein Schloss gab. Nach Stach ist eher an die Prager Burg über der Moldau zu denken.

Allerdings fühlt man sich bei der Lektüre der Einleitung an das winterliche Riesengebirge gemahnt: „Es war spät abends, als ich ankam. Das Dorf lag in tiefem Schnee. Vom Schlossberg war nichts zu sehen, Nebel und Finsternis umgaben ihn, auch nicht der schwächste Lichtschein deutete das große Schloss an. Lange stand ich auf der Holzbrücke, die von der Landstraße zum Dorf führte, und blickte in die scheinbare Leere empor.“ Die Landschaft des Riesengebirges erschien Franz Kafka schöner und mannigfaltiger als die Hohe Tatra, wo er ebenfalls einen Kuraufenthalt verbracht hatte.

Kafkas Beziehung zu Prag und Böhmen war eine durchaus widersprüchliche, seine Wohnsitze wechselte er mehrfach, es zog ihn auch wegen seiner Bekanntschaften nach Berlin zu Felice Bauer, nach Wien zu Milena Jesenska, wiederum gegen Ende seines Lebens nach Berlin-Steglitz zu Dora Diamant. Zeitweise dachte er sogar an Palästina, das der langjährige Freund und Förderer Max Brod im Sinne der Zionisten propagierte.

Dieser hielt ihn schon 1915 für den „größten

Dichter unserer Zeit“. Der immens belesene Biograph Reiner Stach urteilt am Schluss seiner drei Bände: „Seine Welt gibt es nicht mehr, nur seine Sprache lebt.“ Hinzufügen darf man: Auch alle Orte, die mit Kafkas Leben verbunden waren, leben, selbst ihre deutsche Geschichte lebt weiter, auch wenn ihre Menschen vertrieben worden, durch Verfolgung umgekommen und zerstreut worden sind wie die der jüdischen Gemeinden in den böhmischen Ländern und andernorts.

Rüdiger Goldmann (KK)

Ansichtskarten in zwiefacher Hinsicht

Mariusz Kotkowski: Ungewöhnlicher Alltag: Breslau auf historischen Postkarten. Via Nova, Wrocław 2017. 255 S.

Historische Ansichtskarten von Städten des ehemaligen deutschen Ostens sind seit der Wende von 1989 allenthalben in Polen publiziert worden. Warum sollten wir uns darum einer Neuerscheinung zuwenden, die 2017 in Breslau erschien? Es sind einige generelle und einige besondere Aspekte, die dieses Buch auszeichnen und somit darüber hinausweisen. Das Werk ist in einer deutschen und einer polnischen Fassung erhältlich.

Von der raschen Bevölkerungszunahme Breslaus wird im Vorwort berichtet. Daraus resultierte auch die bauliche Entwicklung großer gründerzeitlicher Wohngebiete. Solchen Aspekten wurde bis 1989 wenig Beachtung geschenkt. Die Gliederung des Buches nach Stadtvierteln und die jeweilige Voranstellung des Auszuges eines farbigen Baualtersplanes von 1918 sorgen für Anschaulichkeit zugunsten auch jener Leser, denen Ortskenntnis fehlt. In der jeweiligen Kurzbeschreibung der Kapitel wird die Entwicklung des Stadtviertels aufgezeigt. In der Regel werden zwei Postkarten im Originalformat auf einer Seite abgebildet. Bedauerlicherweise werden die Abbildungen nur mit den „technischen“ Angaben des Verlegers, des postalischen Versendedatums und einer topographischen Orientierung versehen. Die im Buchtitel verheißene Möglichkeit, den abgebildeten Alltag zu beschreiben, wird nicht ergriffen.

Schwerer wiegt, dass die Gebäude nicht erläutert werden. Es ist dies eine typische Erscheinung der ausgesprochen zahlreichen Bildbände, die eben seit 1989 publiziert wurden. Es mag beispielsweise erwartet werden, dass sich der Leser unter dem Blücherplatz etwas vorzustellen und darum das dortige Denkmal dem preußischen Generalfeldmarschall Blücher zuzuordnen vermag. Aber das gilt weder für alle deutschen und erst recht nicht für alle polnischen Leser. Liest man dann auf der Postkarte „Lobe-Theater“, bekommt aber vom Herausgeber nur die Zuordnung „Lessingstraße“ und in der Beschreibung den Hinweis auf den „nördlichen Abschnitt der Lessingstraße (ul. Dobrzynska) von der Kreuzung Alexanderstraße (ul. Sandormierska) nordwärts“, so fehlen eben alle wichtigen Einordnungen. Denn gerade ein Hinweis auf Funktion und Geschichte des Theaters sowie das heutige Umfeld hätten Gehalt geboten. Ein Großteil der 356 Abbildungen ist auf diese Weise ein anschauliches Sammelsurium ohne weitere erhellende Erklärung.

Zwar wird im Vorwort kurz die Geschichte der Postkarte als Kommunikationsmedium angesprochen, doch im Buch eine Altersschichtung und damit Gewichtung nicht vorgenommen. Die meisten Abbildungen zeigen Straßenszenen im Alltag. Ob dieser nun gewöhnlich oder ungewöhnlich war, bleibt der eigenen Wahrnehmung vorbehalten. Prinzipiell war er aber um 1900 anders als 1910, 1920 oder 1930.

Zudem gab es Ereignisse, die auf Postkarten festgehalten wurden, beispielsweise das Oder-Hochwasser 1903, die Militärparade beim Kaisermanöver 1906 oder der jährliche Breslauer Maschinenmarkt auf dem Schlossplatz. Erläuterungen dazu fehlen gänzlich. Breslaus Wachstum hing maßgeblich von seiner industriellen Entwicklung sowie vom Handel ab. Zwar werden der Schlachthof und das Wasserwerk gezeigt, auch ist einmal eine Maschinenfabrik zu sehen, doch insgesamt sind Belege für diese Entwicklung selten. Erstaunlicherweise kommen in diesem „Alltagspanorama“ auch die Ausflugsziele an der Oder und im Südpark, der Botanische und der Zoologische Garten, der Dom und die Jahrhunderthalle nicht vor.

Aufschlussreich ist die Herkunft der Ansichtspostkarten. Es sind die Schätze von mehr als einem Dutzend Privatsammler, bei denen der Herausgeber sich bedient. Tatsächlich hat das

Sammeln in diesem Segment in fast 30 Jahren bei stetigem Preisanstieg zu respektablem Kollektionen geführt. Auch die Sammlung von Piotr Gerber als Teil von dessen Stiftung zum Schutz des industriellen Erbes Schlesiens hat fast 50 Motive beigesteuert. Sie fußt auf der Privatsammlung eines verstorbenen deutschen Heimatfreundes.

Diese Gruppe von kenntnisreichen deutschen Privatsammlern wird immer kleiner. Zahlreiche ihrer Sammlungen haben schon bisher die schlesischen Museen in Deutschland erheblich bereichert. Exemplarisch sei auf die Sammlung Hagen Hillebrandt im Haus Schlesien mit über 6000 Breslauer Ansichtskarten und die Sammlung Passek bei der Stiftung Haus Oberschlesien mit über 2000 Breslauer Belegen hingewiesen. Die neue Publikation demonstriert die beachtliche Sammlungsbreite in Breslau selbst, Breslau auf historischen Postkarten wird so zu einem rein polnischen Thema.

Stephan Kaiser (KK)

Eingemachtes aus Königsberg

Ulrich Trebbin: Letzte Fahrt nach Königsberg. Verlagsgruppe Random House GmbH, München 2018, 349 S., 20 Euro

In einem Münchener Altenheim reifte der Entschluss des Journalisten und Therapeuten Ulrich Trebbin, sich in einem Roman der ostpreußischen Heimat und der Vergangenheit seiner Familie zu nähern. Das Bild eines jungen Soldaten auf dem Sekretär seiner Großmutter Ella faszinierte ihn. Durch Lektüre, Gespräche mit Ostkundlern und in der „schier unerschöpflichen und inspirierenden Fundgrube des Bildarchivs Ostpreußen“ kniete er sich in sein Thema Königsberg und Kurische Nehrung. Das Ergebnis: Ein glänzend verfasstes Portrait der „weltoffenen Urform aller Städte mit der größten Buchhandlung Europas, Gräfe und Unzer“, und Landschaftsbeschreibungen, wie sie nicht oft gelingen. Schattenseiten wie die Judenverfolgung im eigentlich toleranten Einwanderungsland Ostpreußen werden nicht unterschlagen. Ostpreußen werden dieses Buch mit Wehmut lesen, anderen wird die Region vertraut und viel-

leicht gar zum Ziel einer Reise auf den Spuren der Hauptperson erkoren.

Traumabehandlung gehört zum Beruf des Therapeuten Trebbin. Hier geht es um die Aufarbeitung von Heimweh und einer unerfüllten Jugendliebe. Lebensgefühl und Lebensart werden getroffen, die Beschwörung preußischer Tugenden bei Ellas Erziehung bleibt nicht unerwähnt. Rückblenden in glückliche dreißiger Jahre am Ostseestrand wechseln mit den Schreckensjahren 1944/45. „Kostproben“ ostpreußischer Umgangssprache bleiben nicht nur bei Marjellchen und Lorbass.

Die Idee, Großmutter Ella, die als junge Frau mit zwei kleinen Kindern bereits im relativ sicheren Potsdam angekommen war, Mitte Januar 1945 in das von Bomben zerstörte und bereits von der Roten Armee bedrohte Königsberg reisen zu lassen, ist originell. Ihr Ziel: Für die darbenenden Familienangehörigen in Potsdam Eingemachtes aus der Königsberger Wohnung in großen Kisten auf die Bahn zu bringen. Eine kommt wirklich an.

Dem Autor bietet diese „letzte Fahrt nach Königsberg“ die Möglichkeit, Situation und Stimmung in der kurz vor der Einschließung durch die Rote Armee bedrohten Stadt detailliert und historisch getreu zu schildern. Der Leser verfolgt mit Spannung, ob Ella inmitten der Massen von Flüchtlingen die Rückkehr zu ihren Kindern gelingt und wie es ihrer Mutter ergeht, die schließlich in Dänemark landet.

In den Einbanddeckeln gibt es einen Stadtplan von Königsberg und eine Ostpreußenkarte von 1920.

Norbert Matern (KK)

So mythisch wie polnisch

Deutsches Polen-Institut (Hrsg.): Jahrbuch Polen 2018. Mythen. Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2018, 224 S., zahlreiche Abb., 15 Euro (Abo 13,50 Euro)

Wenn wir heute von politischen Mythen sprechen, meinen wir reale und imaginäre Ereignisse, Orte, Persönlichkeiten, aber auch gesellschaftliche Einstellungen, Gesten und

Haltungen, die einen festen Platz in einer Gemeinschaft erworben haben und diese oft bis heute prägen. Es genügt, dass viele Mitglieder einer Gemeinschaft ihnen Bedeutung zumessen und an sie glauben und dass sich Politik, Kunst, Medien und Massenkultur auf sie beziehen, sie immer wieder benutzen, in neue Kontexte stellen. Heute entstehen bisweilen neue politische Mythen, die es möglich machen, alte zu zerstören oder dahingehend zu verändern, dass sie aktuelle Politik im Inneren wie im Äußeren legitimieren.

Die vorliegende Ausgabe des „Jahrbuchs Polen“ beschäftigt sich mit polnischen Mythen, die die gegenwärtige Politik und die Gesellschaft, aber auch Kunst und Kultur in unserem Nachbarland bestimmen. Diese Phänomene verlangen nach Kenntnis und Verständnis, nur so können sie entziffert und richtig interpretiert werden. Ausländischen Beobachterinnen und Beobachtern macht es immer wieder Mühe, sie zu ergründen und einzuordnen; das Jahrbuch soll hierfür eine Hilfe leisten.

Die Autoren belassen gegenwärtige und historische Mythen nicht ohne Kommentar, im Gegenteil, die Leser werden kompetent und ausführlich durch die Mäander polnischer politischer Mythen und Symbole geführt.

Über polnische Mythen nachgedacht und geschrieben haben u. a.: Michał Olszewski über die Kraft nationaler Symbole, Cezary Michalski über den „gestohlenen Sieg über den Kommunismus“, Przemysław Czapliński über die „Kresy“, Paweł Kowal über den Warschauer Aufstand, Katrin Steffen über den „Antipolonismus“ der Juden, Anna Baumgartner über Mythen in der polnischen Historienmalerei und Joanna Staniewicz über die „Mutter Polin“.

(KK)

Das Ländle und die Russländischen

Russlanddeutscher Kulturpreis des Landes Baden-Württemberg

Baden-Württemberg vergibt im zweijährigen Turnus den Russlanddeutschen Kulturpreis des Landes für hervorragende Leistungen auf

kulturellem Gebiet. Der Preis ist Ausdruck der Patenschaft des Landes über die Landsmannschaft der Deutschen aus Russland. Wie das Innenministerium mitgeteilt hat, wird der Russlanddeutsche Kulturpreis im Jahr 2018 für den Bereich Kulturvermittlung (Literatur – Musik – Bildende Kunst – Medien) ausgeschrieben.

Der Preis wird an Personen verliehen, die durch ihr Engagement russlanddeutsche Kultur und Identität sowohl in den Herkunftsländern als auch in der Bundesrepublik vermitteln, verbreiten und fördern. Angesprochen sind auch Einrichtungen und Initiativen, die kulturelle Angebote mit Bezug zur Geschichte und Kultur der Deutschen aus Russland präsentieren. Dies können zum Beispiel Heimatmuseen, Vereine, Gruppen, Stiftungen oder Einrichtungen der Jugend- und Erwachsenenbildung sein.

Der Kulturpreis besteht aus einem mit 5000 Euro dotierten Hauptpreis und zwei Förderpreisen in Höhe von jeweils 2500 Euro. Die Förderpreise sind für jüngere Kulturschaffende vorgesehen, die sich erfolgreich in der Kulturvermittlung engagieren. Anstelle eines Förderpreises kann in begründeten Fällen auch eine Ehrengabe vergeben werden. Eine Verpflichtung, den Kulturpreis zu verleihen, besteht nicht.

Es sind sowohl Eigenbewerbungen als auch Vorschläge Dritter möglich. Zur Bewertung der Bewerbungen und Vorschläge sind aussagekräftige Unterlagen erforderlich, zum Beispiel eine Begründung der Bewerbung oder des Vorschlags, ein tabellarischer Lebenslauf der Person(en), eine Beschreibung der Art und Weise der Kulturvermittlung mit geeigneten Nachweisen hierüber (Projektbeschreibung, CDs, DVDs, Hinweise auf Homepage usw.) und ggf. sachkundige Empfehlungen. Diese Unterlagen werden in siebenfacher Ausfertigung erbeten.

Über die Vergabe der Preise entscheidet eine Jury unter Ausschluss des Rechtsweges. Bewerbungen und Vorschläge sind zusammen mit den erforderlichen Unterlagen und mit dem Vermerk „Russlanddeutscher Kulturpreis 2018“ beim Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg, Schlossstraße 92, 70176 Stuttgart, einzureichen. Für weitere Auskünfte steht das Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg (Telefon 0711/66951-14) zur Verfügung.

(KK)

Schlesische Stimme der deutschen Literatur heute

Monika Taubitz wird Ehrenbürgerin der Stadt Meersburg



„Dass so viele Menschen gekommen sind, um mit Ihnen zu feiern, zeigt, wie beliebt Sie sind und wie Sie in der Stadt gewürdigt werden“, sagte Bürgermeister Robert Scherer bei der Überreichung der Urkunde

Bild: Schlesien heute

Ihre ersten Geschichten schrieb Monika Taubitz als Flüchtlingskind auf Zeitungsblätter. Als 76-Jährige erhielt die vielfach preisgekrönte Autorin 2014 das Bundesverdienstkreuz am Bande. Seit dem 22. Februar ist sie als erste Frau in der Geschichte der Stadt Meersburg nun deren Ehrenbürgerin.

Mit der 1937 in Breslau geborenen Monika Taubitz zeichnet die Stadt eine Persönlichkeit aus, „die sich als Künstlerin, als Kulturvermittlerin und als Mensch in außerordentlichem Maße nicht nur für Kunst und Kultur, sondern auch für Völkerverständigung und Integration eingesetzt hat und noch immer einsetzt“, wie es in der Begründung heißt. Der Dichterin komme eine Vorbildfunktion

für die drängenden gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit zu. Und der Laudator Siegmund Kopitzki bekräftigte, Monika Taubitz sei ein „literarisches Schwergewicht“, die „schlesische Stimme der zeitgenössischen deutschen Literatur“, hierzulande unterschätzt, in Polen jedoch geschätzt etwa als „Repräsentantin der Vertreibungsliteratur“, genannt in einem Atemzug mit Peter Härtling oder Siegfried Lenz.

Der Festakt fand in der Meersburger Sommerhalle statt, da bereits im Vorfeld dermaßen viele Anmeldungen eingegangen waren, dass der Spiegelsaal des-Neuen Schlosses für die Feierlichkeit zu klein wurde. „Dass so viele Menschen gekom-

men sind, um mit Ihnen zu feiern, zeigt, wie beliebt Sie sind und wie Sie in der Stadt gewürdigt werden“, sagte Bürgermeister Robert Scherer. Gregor Thomen von der Landsmannschaft der Oberschlesier aus dem Bodenseekreis weiß ebenfalls um die Verdienste Monika Taubitz'. Bereits 1972 kehrte sie, so Thomen, erstmals in ihre alte Heimat zurück.

„Seit der Wende pflegt sie intensive Kontakte nach Polen, etwa zu den Universitäten Breslau und Warschau und zu jungen polnischen Germanisten. Eine von ihnen schrieb sogar ihre Doktorarbeit über das Werk von Monika Taubitz.

Für ihre schriftstellerische Arbeit erhielt sie bereits 1978 den Eichendorff-Preis. Viele weitere Auszeichnungen folgten, wie etwa die Gerhart-Hauptmann-Plakette oder 2012 der Andreas-Gryphius-Preis. Im Hauptberuf war Monika Taubitz Lehrerin, von 1965 bis zu ihrer Pensionierung 1997

an der Sommertalschule Meersburg“ zählt Thomen auf und betont ihr großes ehrenamtliches Engagement. Sie leitete etwa 15 Jahre lang die Künstlervereinigung Wangener Kreis. „Frau Taubitz ist auch bei uns in der Landsmannschaft der Oberschlesier in Friedrichshafen seit zwölf Jahren Ehrenmitglied“, berichtet Thomen stolz.

In ihren Werken geht es insbesondere um Heimat und Heimatverlust, Fragen der Integration und um Versöhnung zwischen den Menschen, in ihrer Lyrik steht die Natur im Mittelpunkt, besonders Flüsse, die in ihrem Leben von Kindheit an eine wichtige Rolle spielten, daneben eine Vielzahl von Motiven, die von persönlichen Erfahrungen bis zur Gegenwartskritik reichen.

Nicht erst mit der Ehrenbürgerwürde ist für Monika Taubitz Meersburg „die zweite Hälfte ihrer Heimat“ geworden, um es mit Annette von Droste-Hülshoff zu sagen.

(KK)

Etwas ist bunt im Staate Dänemark

„Die Dänen!“ im Pommerschen Landesmuseum Greifswald

Seit Ende März heißt es in Greifswald: „Velkommen“ bei den Dänen. Das Pommersche Landesmuseum hat eine beeindruckende

Ausstellung eröffnet, die insgesamt 380 dänische Gemälde, Zeichnungen und Druckgrafiken vorstellt. Es handelt sich

Ein angehender Matrose lernt am besten von klein auf, wie klein er ist – im Verhältnis zur hohen See: Christian Blache, Kleiner Matrose am Meer

Bilder: Pommersches Landesmuseum Greifswald



um Kunstwerke, die der Berliner Sammler Christoph Müller im Laufe der Zeit zusammengetragen und im Jahr 2016 an das Land Mecklenburg-Vorpommern geschenkt hat. Es ist die derzeit größte zusammenhängende Sammlung dänischer Malerei und Grafik in einem deutschen Museum.

Unter den Künstlern befinden sich bekannte Namen wie Abildgaard, Juel, Eckersberg, Kobke, Lundbye, Rorbye und Skovgaard, zu sehen sind auch Werke von La Cour, Thorenfeldt und Paulsen.

So öffnet sich im Wechselspiel mit Caspar David Friedrich und Philipp Otto Runge – die beide in Kopenhagen studiert haben – ein faszinierender Blick auf die dänische Malerei im 19. Jahrhundert vom „Goldenen Zeitalter“ bis zur Jahrhundertwende. Beeindruckend sind die weite Landschaft, der hohe Himmel, das klare Licht der See und fliegende Segel, die die Landstriche rund um die Ostsee kennzeichnen. Einige herausragende Beispiele: Christian Blache (1838–1920): Kleiner Matrose am Meer, Christian Eckhardt (1832–1914): Idyllischer Sommertag am Eingang des Dyrehaven bei Kopenhagen, Carl Frederik Aagaard (1833–1895): Sommergewitter

auf Saltholm, Betzy Libert (1859–1944): Zwei Zitronen, und Vilhelm Kyhn: Jäger im Marschland bei Ausumgaard.

Am Rande der Dänen-Ausstellung veranstaltet das Pommersche Landesmuseum ein facettenreiches Begleitprogramm. Zu den Angeboten zählen neben Vorträgen über die Werke von Peter Ilsted und Julius Paulsen auch die Präsentationen von Dr. Joachim Krüger, Greifswald, „Als der Dannebrog vom Himmel fiel – Die dänische Flagge, Rügen und die Kreuzzüge im Ostseeraum“, und von Professor Dr. Kilian Heck, Christel Bair, Nico Anklam (Theoria-Forschungsprojekt), Greifswald, „Die Entstehung des Nordens in der Malerei“.

Desgleichen gibt es in den Monaten Mai, Juni und Juli interessante Führungen, die teils vom Berliner Kunstmäzen Christoph Müller begleitet werden. Ein Höhepunkt war sicherlich die Führung von Godela von Randow zum Internationalen Museumstag (13. Mai): „Kopenhagen – Dresden – Paris – Rom. Internationale Vernetzung – ein Zeichen unserer Zeit?“ Vermittelt wurde die Idee, dass es im 19. Jahrhundert auch ohne Internet und moderne Kommunikationsmittel einen intensiven Gedankenaustausch



*Auch einer dänischen Malerin des Nordlichts leuchtet mediterrane Schönheit – ja sie leuchtet ihr ein und erstrahlt aufs Neue:
Betzy Libert,
Zwei Zitronen*

zwischen den damaligen Zentren für Kunst und Kultur gab. Außerdem herrschte von Dänemark im Norden bis nach Frankreich und Italien im Süden eine rege Reisetätigkeit, wobei Dresden eine Art Umschlagplatz bildete. So debattierten die Künstler über neue Tendenzen und Eindrücke, die sich auf ihre Arbeiten auswirkten.

Zum ausstellungsbegleitenden Programm gehören ein Konzert, eine Filmvorführung sowie Exkursionen nach Kopenhagen und Rügen. „Hyggelige“ Atmosphäre in der

Museumsstraße verspricht das Konzert zur Finissage am 11. August. „Echoes in Veil“ – bekannt durch den „Nordischen Klang“ in Greifswald – treten mit einem bislang einzigartigen Konzept für Popmusik auf: Fünf Sängerinnen aus Dänemark und Norwegen mischen ihre individuellen Stimmen mit elektronischen Beats in einem Live Vocal Mixing, wobei sie mit der Zeichensprache des Soundpainting spontan die Musik entwickeln können.

(KK)

Schlesische Schaufenster

Wie derzeit die drei zuständigen Häuser diesseits die schöne Kulturlandschaft jenseits der Oder in Geschichte und Gegenwart präsentieren

Haus Schlesien, Königswinter

Im Haus Schlesien von Königswinter-Heisterbacherrott wurde die neue Sonderausstellung „Neuanfang in Form und Farbe“ eröffnet. Zu sehen sind Skulpturen, Graphiken und Gemälde von sechs schlesischen Künstlern, die den Umbruch 1945 miterlebt, einen Neuanfang gewagt und geschafft haben. Es handelt sich um die Maler Wolfgang von Websky, Wolf Röhricht und Markus von Gosen sowie die Bildhauer Robert Bednorz, Herbert Volwahren und Kurt Kupke. Wie vielfältig die Entwicklung der Künstlerpersönlichkeiten war, wird auch im Rahmen der Porträtschau im Eichendorff-Saal des Hauses deutlich. Unter dem Titel „Blickwechsel“ wird eine Bilderauswahl des Malers Wolf Röhricht (1886– 1953) gezeigt.

Schlesisches Museum zu Görlitz

Auf Vorschlag von Gabriela Zawita, der Direktorin des Muzeum Karkonoskie w Jeleniej Gorze/Riesengebirgsmuseum in Hirschberg, wurde vor kurzem ein Objekttausch zwischen den Museen in



Gekonnter Balanceakt zwischen Karikatur und Hommage: Wolf Röhricht, Porträt Tante Auguste

Bilder: Museen



Obigen Pokal hat das Riesengebirgsmuseum Hirschberg dem Schlesischen Museum Görlitz zu treuen Händen übergeben und den rechts von diesem angenommen

Görlitz und in Hirschberg vereinbart. Beide Häuser können dank dieses Projektes ihre Ausstellungen zur Geschichte des schlesischen Glases durch hochwertige Objekte ergänzen. Das polnische Museum übergab leihweise dem Partnermuseum in Görlitz einen schalenförmigen Pokal aus der Zeit zwischen 1667 und 1672, der mit seiner Struktur und Qualität die Erzeugnisse aus Bergkristall nachahmt. Im Gegenzug entleiht das Görlitzer Museum einen von Friedrich Winter gestalteten Pokal. Das Hirschberger Fachmuseum für Glas – das übrigens über keine Arbeit dieses bedeutenden Glasschneiders verfügt – kann seinen Besuchern nun einen um 1690 in Winters Werkstatt auf der Burg Kynast/Chojnik gefertigten, 16 Zentimeter hohen Pokal zeigen.

Der bis Mai 2019 befristete Objekttausch stellt eine Fortsetzung der über zehnjährigen guten und erfolgreichen Kooperation

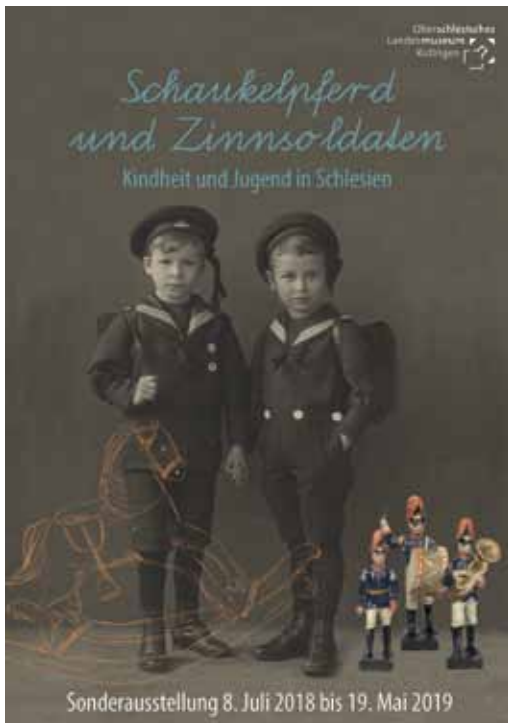
der Kultureinrichtungen dar. Ein nächstes Projekt ist schon in Planung: Für 2019 bereiten die beiden Museen eine Ausstellung über die Glasfabrik von Friedrich Heckert in Petersdorf/Piechowice vor.

Die Ausstellung „Achtung Zug!“ wird vom 1. bis zum 24. Juni mit einer Sonderpräsentation ergänzt. Gezeigt wird die TT-Anlage des Görlitzer Modelleisenbahnvereins e. V., die eine imaginäre Landschaft in der DDR der 70er/80er Jahre darstellt. An den Wochenenden, jeweils von 13 bis 17 Uhr, ist die Modelllandschaft mit Fahrbetrieb zu erleben.

Oberschlesisches Landesmuseum, Ratingen-Hösel

Die große Sonderausstellung zu den „Schlesischen Bahnwelten“ wurde im





Oberschlesischen Landesmuseum von Ratingen-Hösel mit einem kurzweiligen Finissage-Programm abgeschlossen. Für

Interessenten, die das Thema Eisenbahngeschichte über die Präsentation hinaus vertiefen möchten, sind zwei neue Publikationen erschienen. Sie befassen sich mit den Linke-Hofmann-Werken in Breslau. Die Werkgeschichte steht beispielhaft für die innovative Industrieproduktion in der schlesischen Provinzhauptstadt Breslau während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Der Bildband sowie die separate Broschüre mit den Fabriknummern leisten einen beachtlichen Beitrag zur Geschichte des schlesischen Schienenfahrzeugbaus. Beide Publikationen sind im Museumsshop erhältlich, wie übrigens auch die soeben erschienenen „Schlesischen Eisenbahnverkehrskarten. Erläuternde Nachdrucke aus den Jahren 1929/1930“.

Die Nachfolgeausstellung im Haus bietet Anschauungsmaterial zu einem Thema, dem der Besucher ein lachendes und ein weinendes Auge widmen wird, wie man schon an der nebenstehend abgebildeten Vorankündigung feststellen kann.

D. G. (KK)

Erweckung aus sozialistischem Dornröschenschlaf

Peter Joseph Lennés Gärten in Schlesien und Pommern

Im Museum für europäische Gartenkunst in Düsseldorf wird unter Beteiligung der Stiftung Schloss und Park Benrath in Düsseldorf und des Deutschen Kulturforums östliches Europa, Potsdam, die Ausstellung „Meisterhaft wie selten einer ...“ / „Mistrzowskie jak rzadko które ...“ über die Gärten Peter Joseph Lennés zwischen Schlesien und Pommern / Ogrody Petera Josepha Lenné w Polsce gezeigt.

Peter Joseph Lenné (1789–1866), einer der bedeutendsten Landschaftsarchitekten des 19. Jahrhunderts, war maßgeblich an

der Gestaltung der Gartenlandschaften in Potsdam und Berlin beteiligt. 1816 trat er in preußische Dienste und war unter drei Königen tätig. Er gestaltete aber nicht nur die königlichen Gärten, sondern kümmerte sich auch um Stadtgestaltung, die Ausbildung der Gärtner, Baumschulen, Blumenzucht und Landwirtschaft.

Neben Potsdam und Berlin hat Lenné in allen Ländern des historischen Preußen als Gartengestalter stilbildend gewirkt und zahlreiche die Landschaft bis heute prägende Gartendenkmale hinterlassen.

Während seine Parkanlagen auf dem Gebiet der Bundesrepublik bekannt und praktisch vollständig erfasst sind, gerieten seine Werke in den ehemals deutschen Provinzen jenseits der heutigen Grenze weitgehend in Vergessenheit.

Diese zweisprachige Ausstellung soll dazu einladen, die von ihm konzipierten Landschaftsgärten auf der anderen Seite der Oder wiederzuentdecken. Sie bietet einen Überblick über die Landschaftsgestaltungen in den ehemaligen östlichen Provinzen Preußens im heutigen Polen, an denen Lenné direkt oder indirekt beteiligt war. Über dreißig Gartenanlagen konnten ausgemacht werden, die unter Mitwirkung Peter Joseph Lennés und seiner engsten Mitarbeiter entstanden sind. Die meisten davon liegen in den polnischen Woiwodschaften: Westpommern/Pomorze Zachodnie, Niederschlesien/Dolny Slask und Lebus/Województwo Lubuskie. In der Ausstellung werden bedeutende Parkanlagen vorgestellt und ihr heutiger Zustand skizziert. Während die Gärten im schlesischen



Landschaftsbeschwörer: Peter Joseph Lenné

Bild: Deutsches Kulturforum östliches Europa

Hirschberger Tal bereits eine Vielzahl von Touristen anlocken, warten andere noch auf ihre Wiederherstellung.

(KK)

Soweit das sarmatische Auge reicht

Georg Dehio-Buchpreis des Deutschen Kulturforums östliches Europa

Mit dem von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien dotierten und vom Deutschen Kulturforum östliches Europa verliehenen Georg Dehio-Buchpreis werden Autorinnen und Autoren geehrt, die sich in ihren Werken fundiert und differenziert mit den Traditionen und Wechselbeziehungen deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa auseinandersetzen.

Die fünfköpfige Jury unter dem Vorsitz von Dr. Beate Störckh sprach den Hauptpreis dem kroatisch schreibenden Erzähler Miljenko Jergovic zu. Er wurde 1966 in Sarajewo geboren und debütierte dort

bereits in den 1980er Jahren als Journalist und Dichter. 1993 verließ er das von der jugoslawischen Volksarmee belagerte Sarajewo. Seitdem lebt und arbeitet er in der kroatischen Hauptstadt Zagreb.

In der Begründung der Jury heißt es: „Mit seinem epischen Werk vermittelt Miljenko Jergovic ein differenziertes Bild der kulturellen Vielschichtigkeit Südosteuropas, namentlich in den Regionen des ehemaligen Jugoslawien. Ausgehend von der Transformation der Identitäten in den kriegerischen Auseinandersetzungen der 1990er Jahre entwirft er ein historisches Panorama, das von den Zeiten der osmanischen Herr-

schaft bis in die unmittelbare Gegenwart führt. Großen Anteil an der literarischen Wirkung Miljenko Jergovics in deutscher Sprache hat die Übersetzerin Brigitte Döbert. Ihr ist es gelungen, das Idiom des Originals angemessen wiederzugeben und sein Werk einem breiteren Publikum bekannt zu machen.“

Der Förderpreis geht an Alvydas Šlepikas für seinen Roman „Mein Name ist Maryte“. Der 1966 in Videniškes (Litauen) geborene Autor ist ausgebildeter Schauspieler und Bühnenregisseur. Er lebt und arbeitet als Literaturredakteur in Vilnius. Aus der Begründung der Jury: „Der Roman erzählt die Geschichte der sogenannten Wolfskinder

aus Ostpreußen, die am Ende des Zweiten Weltkriegs von Hunger und Not getrieben über die Memel gingen, um bei litauischen Bauern um Brot und Obdach zu betteln. Seine sensible und doch unsentimental plastische Schilderung löste in Litauen eine wichtige Diskussion über ein wenig bekanntes und doch noch immer aktuelles Thema aus. Der Förderpreis würdigt auch die Vermittlung dieser litauischen literarischen Stimme in Deutschland, die wir dem verdienstvollen Übersetzer Markus Roduner verdanken.“

Die Preisverleihung wird am 10. Oktober 2018 in Berlin stattfinden.

(KK)

KK-NOTIZBUCH

Im Görlitzer **Senfkorn** Verlag ist ein neuer Kalender im DIN-A4-Hochformat mit historischen **Schlesien-Fotografien** aus dem Jahr 1922 erschienen. Die Farbaufnahmen zeigen die Elisabethkirche in Breslau, die Kirche von Rothsürben, das Kloster Leubus, die Weißgerberohle in Breslau, die Kirche in Reimswaldau, den Oderhafen in Kosel, Ottmachau, Bartschtal, Schloss Neudeck, Schloss Groß Peterwitz, Schloss Fürstenstein, die Sandinsel in Breslau.

Der Kalender kann zum Preis von nur 6,90 Euro zuzüglich Versandkosten bei der **Schlesischen Schatztruhe**, 02826 Görlitz, Brüderstr. 13, Tel. 03581/402021, www.schlesische-schatztruhe.de, bezogen werden.

Unter dem Titel „Backstein im Nordosten“ widmen das **Deutsche Kulturforum östliches Europa** und das **Archäologische Landesmuseum Brandenburg** im Paulikloster, Brandenburg an der

Havel, der mittelalterlichen Architektur in Estland und Lettland am 2. Juni einen Thementag, der um 14.15 Uhr beginnt. Bedeutende Beispiele der **Backsteinarchitektur** sind die Kirchen St. Petri, St. Johannis und St. Jakobi und der Dom in Riga sowie die Ruine des Doms und die Johanniskirche in Tartu/Dorpat. Ein einführender Vortrag wird einen Überblick zur Entwicklung und Ausbreitung der Backsteinarchitektur auf dem Gebiet des heutigen Estland und Lettland geben. Die beiden folgenden Vorträge behandeln je ein Bauwerk exemplarisch – den Rigaer Dom und die Johanniskirche in Tartu.

Am 3. April endete die Zeichnungsfrist für die Europäische Bürgerinitiative **Minority SafePack**. Die nötige Anzahl von einer Million Unterschriften wurde um 20 Prozent überschritten. Das Projekt zielt auf die Vereinheitlichung der Minderheitenrechte ab.

(KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 9066011/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe,
ostdeutsches kulturelles Erbe be-
wusst und europäischen kulturellen
Austausch lebendig zu erhalten.

Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSDE 33

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**